

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 169 (1991)

Artikel: Erfahrungen mit der Basler Mission und ihrer Geschichte
Autor: Bieder, Werner
Kapitel: 5.: Das Problem der Leitung in der Basler Mission : die fünf Inspektoren aus der patriarchalischen Zeit der ersten 100 Jahre (1815-1915)
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

5. Kapitel:

Das Problem der Leitung in der Basler Mission: die fünf Inspektoren aus der patriarchalischen Zeit der ersten 100 Jahre (1815–1915)

Um das Problem der Leitung der Basler Mission dem Leser bewusst zu machen, versuche ich im folgenden skizzenartig die fünf Inspektoren der ersten 100 Jahre darzustellen.

a) *Christian Gottlieb Blumhardt* (1779–1838), der nachmalige erste Inspektor der Basler Mission, kam am 29. April 1779 in einfachsten schwäbischen Verhältnissen zur Welt. Den jungen Knaben beeindruckten die Schriften Joh. Albr. Bengels und anregende fromme Männer, die immer wieder zuhause bei den Eltern auftauchten. Von seiner Mutter hatte er die ihm eigene Sensibilität empfangen. Er hatte als Dreizehnjähriger auf weiteren Schulbesuch zu verzichten und sich das Schusterschurzfell umzubinden. Dabei lernte er aber seine ganz unpraktische Art kennen. «Ich fing nun erst an, mich von der Welt und die Welt von mir zu unterscheiden und mich als ein selbständiges, seines Daseins und Zieles bewusstes Wesen zu erkennen.»¹³³ Trotz manchen Schwierigkeiten (da wären zu nennen: ein den Evangelischen gegenüber feindlich gesinnter Herzog und eine hartnäckige Heiserkeit) konnte Blumhardt die theologischen Examina ablegen. Im Tübinger Seminar unterzog er sich strengster Ordnung, die ihm als Vorbild diente für seine spätere eigene Missionshausordnung, die dem Freiheitstaumel der Welt widersprach. Die aufkeimenden Glaubenszweifel überwand er u.a. durch das Studium des Wortes Gottes, Gebetsübungen, Kirchenbesuch, Selbstprüfungsübungen mit Hilfe eines Tagebuches und durch einen Freundschaftsbund. Am Karfreitag 1800 kam er als junger Kandidat der Theologie dazu, vom sterbenden Vater dazu gedrängt, den offiziellen Prediger im Gottesdienst zu vertreten. Nach dem Gottesdienst empfing der Vater, der ein Abschiedsmahl gerüstet hatte, seinen Sohn inmitten der ganzen Kinderschar mit den weissagenden Worten: «Dich wird der Heiland segnen und mit seines Geistes Gaben also ausrüsten, dass du einst ein gesegnetes Werkzeug seiner Gnade unter den Heiden sein wirst.»¹³⁴

Nachdem Blumhardt vorübergehend den Sekretärsposten der Christentumsgesellschaft in Basel bekleidet und sich in dieser Zeit ausgiebig mit der englischen Sprache beschäftigt hatte und auf diese Weise mit der Baptistenmission in Kontakt gekommen war, deren Pionier William Carey in Indien wirkte, wurde er 1816 als erster Missionsinspektor der Basler Mission gewählt. Unter Blumhardts Inspektorat herrschte bei allen patriarchalischen Grenzen ein freier Geist: «Es war da nichts Päpstliches noch Klosterzwang. Man sieht es ein, dass nur der freieste Entschluss einen Missionar zu dem Manne machen und bei dem Sinn bewahren kann, wie er sein muss, um in dem hohen Beruf Segen stiften zu können.»¹³⁵

Blumhardt ging nach Basel mit der Hoffnung auf das Wachstum aus dem Kleinen: «Klein und still ist der Anfang aller Werke Gottes unter den Menschen. Etwa sechs Zöglinge für den Anfang, und diese mit Vorsicht gewählt, das wird wohl das Richtige sein.»¹³⁶ Die Wirksamkeit Blumhardts von 1816 bis 1838 verlief nicht ungetrübt. Er war keine stark profilierte Persönlichkeit: ängstliche Vorsicht und diplomatische Schmiegksamkeit machte man ihm zum Vorwurf. Er hatte die zum Teil ungerechtfertigten Vorwürfe Joh. Tob. Becks¹³⁷ abzuwehren¹³⁸.

Schlatters Darstellung von der Wirksamkeit Blumhardts leidet an einer gewissen Einseitigkeit. Wenn auch der Missionsversuch der Basler Mission in Liberia scheiterte¹³⁹, so zeigen doch die von Blumhardt inspirierten «Auszüge aus der Instruction für unsere auf der nordamerikanischen Colonie Liberia in West-Afrika arbeitenden Missionaren» vom Oktober 1827, in welch einem weit vorausschauenden Geist die Leitung der Basler Mission die «Verkündigung des Evangeliums des Friedens» im Zusammenhang gesehen hat mit der Verbreitung einer «wohltätigen Zivilisation» «nach den verschiedenen Gegenden der heidnischen Welt»¹⁴⁰. Veranlasst wurden die europäischen Christen «zu diesem Missionsversuch unter den Negern», um eine Einladung zu machen «zum *Antheil* an dem grossen Heile». Boten des Heils und des Friedens sollen «heilend und segnend unter diesen zerrissenen Negerstämmen hineintreten», um «an der Rettung und Wohlfahrt des tief misshandelten Negervolkes zu arbeiten» (§ 1). Die Leitung in Basel sah sich zusammen mit den ausgesandten Missionären in einen Lernprozess hineingestellt: «Wir haben mit euch in eine Schule der Erfahrung einzutreten», um so reiflich geprüfte Ergebnisse sammeln zu wollen. Man gab sich keineswegs Illusionen hin: man hoffte, «nach einer Reihe von Jahren unter den Zurechtweisungen des Herrn zur vollen Klarheit über die beste Art und Weise zu gelangen». Man wollte «anklopfen» an der Türe Afrikas. Je nachdem würde sich zeigen, ob Mut und Freudigkeit gewonnen werden könnten, den Blick auf «bleibende Missionsniederlassungen» zu richten. Man wusste: «Das Klima ist nachteilig». Gewöhnung an das Klima und an die rechte Gemütsverfassung war nötig. Zwischen den Klippen einer «unbesonnenen Sorglosigkeit» und einer «ängstlichen Besorgtheit und Zaghaftigkeit» und einem «weichlichen Sinn» suchte der besonnene Knecht Christi hindurchzusteuren. Die Ökonomie sollte gut geführt werden, «wie es auf dem afrikanischen Boden am zweckmäßigsten gemacht werden muss». Dazu gehörte die Anlegung des erforderlichen Acker- und Gartenlandes, damit «die armen Neger nicht bloss lesen und schreiben, sondern möglichst ihren Boden bearbeiten lernen». So in die vernünftige Arbeit an ihrem Boden eintretend, sollten sie «empfänglich werden für die Verkündigung des Evangeliums». Gewicht wurde auf das Erlernen einer einheimischen Sprache gelegt, damit der direkte Kontakt mit den schwarzen Mitmenschen eintreten könne. Die Missionare sollen «nach der Negerweise denken» und die gedachte Wahrheit «in den klarsten und einfältigsten Ausdruck einkleiden lernen». Der Schwarze bedürfe einer «freudig entgegenkommenden Liebe», «gleichen sie doch beynahe durchgängig unmündigen Kindern, die bei einem hohen Grad natürlicher Gutmüthig-

keit gedankenlos und leichtsinnig umherirren, solange sie keinen Führer zur Seite haben, dem sie ihr freudiges Vertrauen schenken können». Wir dürfen nicht vergessen, wie übermütig und schändlich die armen Neger «von Menschen, die sich Christen nannten, behandelt worden sind und noch behandelt werden». Missionieren heisse «schreiendes Unrecht wieder gut zu machen, um die bitteren Empfindungen nach und nach aus ihren Herzen zu vertilgen, welches jedes europäische Gesicht in denselben erregen muss».

Man darf sich bei diesem Zitat nicht beirren lassen, wenn hier die Afrikaner als Neger oder als unmündige Kinder gesehen werden. Die Instruktionen sind mit «entgegenkommender Liebe» formuliert, und Blumhardt glaubte an den «leidenden Gott» als einer, der «Leiden in seiner Familie und an sich selber» erlebte¹⁴¹. Er gehörte zu den seltenen Menschen, die wie ihr Jesus lernten an dem, was sie litten (vgl. Hebr. 5,8). Blumhardt steht nach 15 Jahren seines Inspektorats noch «am Anfang»: bis jetzt «ist uns kaum der vorderste Saum dieses völkerreichen Continents sparsam bekannt geworden».

b) *Ludwig Friedrich Wilhelm Hoffmann* (1806–1873) war der Sohn des Gottlieb Wilhelm Hoffmann, des Gründers der landeskirchenfreien Gemeinde Korntal¹⁴². Schon der Sechsjährige war von der «Reichssturmfahne im württembergischen Wappen sehr beeindruckt». Sie erschien ihm als ein Ruf Gottes, «selbst einst die Hand an der Fahne zu haben, wenn sie aufbreche, um dem Herrn der Heerscharen Land zu erobern zur Wohnung seines Namens für und für». In einer Jugendarbeit als Vikar in Heumaden sah Hoffmann die ganze Erde «als organisch gegliedertes Ganzes», auf der Natur und Geschichte dem Gang des Reiches Gottes dienen sollen. Als Diakon von Winnenden zeigte er sich interessiert für Geographie und Geschichte, übte sich aber auch in der Krankenseelsorge als Irrenhausgeistlicher. Gegen das Basler Missionshaus hatte er einige Vorurteile. Er meinte, dort einen zu engen Geist und eine zu wenig gründliche und zu wenig einfache Ausbildung feststellen zu müssen. Aber diesen Bedenken zum Trotz liess er sich als Nachfolger von Blumhardt 1839 nach Basel berufen. Der Inspektor soll nach Hoffmann für die draussen stehenden Mitarbeiter «der nächste Repräsentant der gläubigen Gemeinde» darstellen, die «schreibende Hand des leitenden Komitees». Er wollte beileibe kein geistlicher Diktator sein, sondern versuchte, auf die Individualität jedes einzelnen Mitarbeiters einzugehen. Mit diesem Verhalten erntete er nicht immer Dank bei den Missionaren.

Hoffmann unternahm viele Werbereisen in den Städten Deutschlands, um die Kirche für die Mission zu gewinnen. In England suchte er das Verhältnis der Basler Mission zur britisch-anglikanischen Kirchenmission zu klären. Die ekstatischen Äusserungen der methodistischen Missionsversammlung beurteilte er als «Spectacel». Es überkam ihn dabei «Heimweh nach unserer lieben St. Leonhardskirche». Hoffmann war ein geborener Kanzelredner. In der Elisabethenkirche hielt er öffentliche Bibelstunden. Wichtiger noch als Bibelauslegung waren ihm die Mitteilungen von missionarischen Tatsachen: die neuesten missionarischen Entwicklungen in China, Neuseeland,

auf den Sandwichinseln, in Westafrika, auf Madagaskar wurden dem Basler Publikum bekannt gemacht. Er sah ein positives Verhältnis von Kirche und Mission vor Augen, war aber von der Notwendigkeit freiwilliger gesellschaftlicher Missionsarbeit fest überzeugt. Hoffmann hatte Feinde zur Linken und zur Rechten. Den Gegnern des christlichen Glaubens war er zu fromm, den Frommen war er zu weltlich. Als er einen Plan «über die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien» vorlegte, ernstete er Spott. Missionare machten in Briefen ihrem Unmut Luft. 1842 holte er befreite Sklaven aus Jamaika nach Afrika, damit sie ihre afrikanischen Landsleute missionieren sollten, in der Meinung, dass Afrikaner solche Arbeit besser zu tun vermöchten als Europäer¹⁴³.

Warum verliess Hoffmann die Basler Mission schon nach elfjähriger Tätigkeit? Er machte eine Identitätskrise durch. Innere Kämpfe zeigten ihm, dass er der ganzheitlichen Lebensberufung in der Mission nicht sicher geworden war: «Ich war nicht ohne Gefahr, bald durch tieferes Eingehen meines Inneren in den wissenschaftlichen Kampf dieser Zeit meiner praktischen Sphäre als Christ und als Missionsmann zu entlaufen; nicht ohne starke Versuchung, das Missionswerk, das aufgehört hat, mir neu zu sein, entweder handwerksmässig als Geschäftssache oder schwärmerisch mit geistloser menschlicher Begeisterung, kurz, nicht als Glaubens- und Herzenssache zu betreiben; ja, ich muss Euch gestehen, dass ich manchmal gänzlicher Entmutigung nahe war.» Der Mann, der zu dreien Malen an der Bahre seiner Lebensgefährtin zu stehen hatte und diese Schicksalsschläge zu überwinden verstand, der sich von lärmenden Kindern umtoben lassen konnte, ohne gestört zu werden, ob er nun einen dünnen Bericht las oder einen schwungvollen Aufsatz produzierte, hatte nicht die innere Kraft, voll und ganz das Missionsinspektorat als Lebensaufgabe anzunehmen.

Nach dem Wegzug von Basel kam Hoffmann dann vom Regen in die Traufe. Als Ephorus in Tübingen blieb ihm der akademische Erfolg versagt: in den Augen der akademischen Jugend war er ein «blosser Pietist», und seine Warnungen vor «unge- sunder Wertschätzung bloss intellektueller Tüchtigkeit» wurden in den Wind geschlagen. Der Flucht aus der Mission folgte die Flucht aus der akademischen Tätigkeit. Er liess sich als Oberhofprediger nach Berlin berufen. Als Visitator, Unionsmann, Gemeindepfarrer und politischer Schriftsteller konnte Hoffmann dem Bündnis von Thron und Altar kein geistliches Gegengewicht entgegensetzen. Im Gegenteil: als ehemaliger Missionsinspektor der Basler Mission nannte Hoffmann den preussischen Staat das werdende Reich Gottes und gab der Hoffnung Ausdruck, dass die ganze Welt von da aus zum Reich Gottes werden könnte. Das «menschheitliche» Christentum entfaltete sich nach Hoffmann «von dem durch Deutschland geführten Europa aus». Ein Jahr vor seinem Tode fragte sich Hoffmann, ob er recht daran getan habe, Tübingen zu verlassen, um nach Berlin zu ziehen.

Hoffmann hat weder den Zusammenbruch Deutschlands noch seine Wiedergeburt erlitten. «Kein Land kann heute seine eigene Wiedergeburt erwarten, es sei denn, es richte sich auf die ihm und allen Nationen gemeinsam aufgebürdete globale

Verantwortung wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, geistlicher und geistiger Art. Mit dieser globalen Verantwortung der Nationen hängt der Missionsauftrag zusammen, dem einst Hoffmann seine Kraft im Rahmen des ihm Möglichen geschenkt hatte.»¹⁴⁴

c) *Joseph Friedrich Josenhans* (1812–1884), der Sohn eines Kaufmanns, der im württembergischen Leonberg aufwuchs, konnte bereits in seiner Jugendzeit die pietistische Laienfrömmigkeit einatmen, wurde doch zuhause jeden Samstagabend «Stunde gehalten». Im Seminar Blaubeuren kam er in Anfechtungen, weil er mit seiner schroffen Gesetzlichkeit der Belletristik gegenüber sich ablehnend verhielt, dafür aber durch die regelmässige Lektüre des Calwer Missionsblattes für die Mission Feuer fing, an der er einmal mitzuwirken hoffte. Im Tübinger Stift nannten ihn die Studenten wegen seiner engen Frömmigkeit einen «Judenchristen». 1834 kam er als Lehrer an die Knabenerziehungsanstalt Stetten, wo er in harte Auseinandersetzung mit weniger strengen Kollegen geriet, die daraufhin die Anstalt verlassen mussten. Als Repetent in Tübingen kam er in Konflikt mit dem dortigen «Saufgeist». 1839 übernahm er als Oberhelfer die Pfarrei Winnenden. Seine zu Depressionen neigende Gattin hatte ihn in diesen Jahren belastet. In der seelsorgerlichen Betreuung an Patienten in der Irrenanstalt Winnenthal hatte Josenhans in der Zusammenarbeit mit Dr. Zeller wichtige psychologische Einsichten gewonnen.

Als er dann 1850 als Nachfolger von Inspektor Hoffmann nach Basel berufen wurde, hat er sich mit seiner ganzen starken Persönlichkeit als kirchlicher Theologe in den Dienst des Missionswerkes gestellt: «Ich habe nie ohne Gemeinschaft mich glücklich finden können, und ohne die Kirche zu leben, das wäre mir nie möglich gewesen». Das hiess aber für ihn, dass die Basler Mission sich nicht mit einer bestimmten Einzelkirche verbinden dürfe: «Wir müssen mit allen Brüdern in verschiedenen Ländern Gemeinschaft unterhalten und dürfen uns nicht städtisch konstituieren.» Gleichzeitig wahrte er aber die Distanz zur engen Kirchlichkeit: «Als Baslerische Missionsgesellschaft können wir nur existieren in der vollständigsten Unabhängigkeit von den Kirchen.» Er hat somit eine organisatorische Verbindung mit den institutionellen Kirchen bekämpft.

Aber nun hat dieser Inspektor mit seiner kirchlich-pietistischen Frömmigkeit sich zu einem Mann der Ordnung und unbestrittenen Autorität entwickelt. 30 Jahre lang hat er das Wesen und Wirken der Basler Mission so bestimmt, dass man zu ihm nicht nur mit Ehrfurcht, sondern ebenso sehr mit Furcht aufgeschaut hat. Gleich zu Beginn seiner Amtszeit gelobte er sich, durch eine strengere Zucht und die Notwendigkeit von Vorgesetzten den Weg aus einer Übergangskrise herauszufinden, die nach der enthuasiastischen Anfangszeit unter Blumhardt und der zurückhaltenderen weicheren Führung unter Hoffmann mit dem freien Geisteswesen und den Eigenwilligkeiten einzelner Zöglinge sich eingeschlichen hatte. Dem Missionshaus gab er eine 38 Seiten umfassende Hausordnung und den widerstrebbenden Missionaren diktierte er, was als Lebensordnung zu gelten habe: «Ein Hauptpunkt war, dass man nicht wusste, wer gebietet und wer gehorcht ... die Brüderlichkeit überwog die Ordnung». Unter «Ord-

nung» verstand Josenhans einen hierarchischen Aufbau von Ämtern mit der obersten Spalte des Komitees, so dass der Missionar am Willen des Komitees den Willen Gottes ablesen könne. Dabei hatten alle Zweige des Werkes ihre feste Ordnung, nur das Komitee nicht: «Gedruckte Statuten haben wir nicht, nicht einmal geschriebene ... wir leben vom Vertrauen und von der Liebe unserer Freunde, ein papierenes oder rechtliches Verhältnis besteht zwischen uns nicht.» In unverfrorenem Optimismus wurde dekretiert: «Das Komitee weiss immer am besten, was not tut.» So sah sich Josenhans inmitten der Stadt Basel: «In Basel behandelt man die Geschäfte nach Grundsätzen der Pietät, ich fühle mich verpflichtet, sie nach Grundsätzen der Autorität zu behandeln.»

Josenhans legte grosses Gewicht auf tüchtige theologische Ausbildung der Missionszöglinge: «Ich will meine Herren Kollegen bitten, niemals die Anforderungen im Haus für zukünftige Missionare herunterzudrücken.» In seiner pädagogischen Praxis spielten Demütigungen eine wichtige Rolle: «Es gehörte zu den pädagogischen Grundsätzen des Inspektors, jeden Bruder mindestens einmal tüchtig zu demütigen. Nur wer das ertrug, war geeignet für den Missionsdienst.»

Während der 30 Jahre von Josenhansens Inspektorat entwickelte sich Deutschland zum deutschen Reich mit seinen kolonialen Ansprüchen. Das ging natürlich auch am «kleinen Bismarck», wie seine Schüler ihn nannten, nicht spurlos vorbei. Zwar konnte er bei seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum 1874 beschwörend ausrufen: «Unsere Mission geht in Trümmer, das ist meine Überzeugung, wenn die Schweizer und die Deutschen ihr Nationalgefühl Meister werden lassen und höher stellen als die Liebe zum Herrn und zum Reich Gottes.»¹⁴⁵ Aber was Josenhans hier «Nationalgefühl» nannte, war eben nicht nur eine psychische Wirklichkeit, sondern steigerte sich vom selbstbewusster werdenden deutschen Wesen zu einer Haltung, die hinsichtlich der Verhältnisfrage von *Mission und Zivilisation* zu Entwicklungen führte, die den Überlegenheitswahn der deutschen Nation über die schwarzen Völker Afrikas fördern konnten. Auch Josenhans liess sich davon anstecken, wie das folgende Zitat beweist: «Das müssen sich die Freunde in der Schweiz gerade in unseren Tagen (1874!) ganz besonders gesagt sein lassen: sie brauchen die Deutschen; die Deutschen brauchen die Schweizer nicht; aber sie arbeiten gern mit ihnen zusammen, weil wir auf freiem Grund und Boden in Basel stehen.»¹⁴⁶

Damit wird in der Geschichte der Basler Mission eine Periode eingeläutet, in der es bis heute immer wieder zu Missverständnissen kam, indem man z.B. die Kolonisatoren und die christlichen Missionare in einen Topf geworfen hat. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass einzelne deutsche Missionare während der deutschen Kolonialmission um die Jahrhundertwende schon insgeheim den Traum eines Grossdeutschland über die Meere hinweg zu träumen begannen und somit in der deutschen Zivilisation die höchste Stufe der Kultur erblickten¹⁴⁷. Ja, schon 1853 brachte man eine unheimliche Verquickung zwischen Evangelium und Zivilisation zustande, wenn man der Meinung Ausdruck verlieh, dass «unsere durch das Evangelium erzeugte, seit anderthalb Jahrtausenden überkommene Civilisation ein Geschenk besonderer göttli-

cher Gnade ist, das uns auch in gewerblichen Fähigkeiten einen selten bemessenen Vorsprung einräumte»¹⁴⁸. Dem gegenüber war aber ein einfühlungsfähiger afrikanischer Häuptling beeindruckt vom Unterschied zwischen den Regierungsbeamten, den Engländern und den Missionaren: «Über die Letzteren haben wir gehört, dass sie freundlich und friedlich sind; über die beiden ersten anderseits, dass sie kriegslüstern und habsgütig sind»¹⁴⁹.

Wenn die Missionare gern als freundliche und friedliche Menschen erfahren wurden, wie ein afrikanischer Häuptling es bezeugen konnte, so dürfen aber auch nicht die Schattenseiten verschwiegen werden, die da zu Tage traten, wo die von Josenhans verlangte Subordination zum Gebot der Stunde wurde. Bei seiner Inspektionsreise in Indien stellte der Missionsinspektor dem Weber- und Druckerpersonal vor, «was die Kommitie billigerweise von ihnen verlangen könne und dass nichts anderes übrig bleibe als jeden, der sich in die neue Ordnung nicht fügen und den Brüdern nicht gehorchen wolle, zu entlassen»¹⁵⁰. Wie ganz anders hat einer unter diesen damals in Mangalur gemassregelten Brüdern, Georg Plebst, selber ein «Zweifler und Zager», sich der Schwachen angenommen, wenn er «die innige Gemeinschaft mit jeder suchenden und tappenden Seele unter Lehrlingen und Druckern» gesucht und gefunden hat¹⁵¹.

Die dreissigjährige Periode des Inspektorats von Josenhans wurde zum Jahrzehntelangen Übungsfeld für eine missionarische Generation, die auf den Prüfstand gestellt war und sich immer wieder neu zu entscheiden hatte, von welcher Weisheit oder welchem Geist sie sich leiten lassen wollte. Leider war gerade die Ausbildung der Missionare in jenen 30 Jahren von einem autoritären Geist geprägt, und dieser Geist machte weitgehend die Augen blind und das Herz verschlossen für *den* Gott, der von oben herab als Vater der Lichter jede gute und vollkommene Gabe gibt (Jak. 1,17), damit Menschen unten auf der Erde unter ihresgleichen die göttlichen Gaben der Freundlichkeit, des Friedens, der Barmherzigkeit, des freien Gehorsams tagtäglich zu empfangen lernen.

d) Otto Schott (1831–1901) gehört als Pfarrerssohn zu den Altpietisten Württembergs, der das niedere Seminar und das Tübinger Stift durchlief, vier Jahre lang als Repetent in Tübingen wirkte und dann dreizehn Jahre lang in verschiedenen Gemeinden Württembergs als Pfarrer seines Amtes waltete. Streben nach Heilsgewissheit und Interesse an der Mission verbanden sich in seinem sensiblen und poetisch veranlagten Herzen. Als er dann 1875 erst mit 44 Jahren als erster theologischer Lehrer ins Basler Missionshaus berufen wurde, machte er aus seinem Herzen keine Mördergrube, sondern bekannte sich freimütig sowohl zur eigenen Schwachheit und Niedrigkeit als auch zur festen Gewissheit seiner göttlichen Berufung. Er konnte das Lehramt unter den Zöglingen des Missionshauses nur in Angriff nehmen in der Hoffnung auf die «Gabe von oben» und die brüderliche Zurechtweisung von Seiten der Kollegen. Obwohl er sich mit 48 Jahren eigentlich zu alt fühlte für die Annahme eines solchen verantwortungsvollen Postens als Inspektor, gab er schliesslich doch am 6. April 1879 sein Ja zu der einstimmig erfolgten Wahl.

Die Grundsätze, die er bei der Führung des Amtes beobachten wollte, lassen Züge seiner schillernden Persönlichkeit ins Licht treten. Einerseits lehnte er als Altpietist konfessionelle Entzweigung ab und war bestrebt, die Weite brüderlicher Liebe walten zu lassen. Andrerseits wollte er in der Abhängigkeit von seinem imponierenden Vorgänger Josenhans unbedingte kirchliche Ordnung und Organisation hochhalten und sich an die reformatorischen Bekenntnisse nach ihrer Substanz binden. Die Weite brüderlicher Liebe fand bei ihm dann aber doch wieder eine Grenze, wenn er die Verweigerung der Abendmahlsgemeinschaft mit den schweizerischen Reformern als ein «unerlässliches Abwehrmittel» betrachtete. Umgekehrt konnte er zwar den Lutheranern die Abendmahlsgemeinschaft nicht verweigern, konnte sich aber den Lutheraner nicht als Arbeitsgenossen im Missionshaus vorstellen, wenn dieser Bedenken trug, an einen reformierten Abendmahlstisch heranzutreten. Er war offen dafür, brüderliche Gemeinschaft mit den Mitgliedern anderer Denominationen zu pflegen, machte aber diese Gemeinschaftspflicht davon abhängig, ob er sie als wahre Kinder Gottes zu erkennen vermöge, ohne sich genügend zu überlegen, ob er mit dieser Eingrenzung gegen einen urchristlichen Grundsatz verstösse: «Der Herr kennt die Seinen» (2. Tim. 2,19).

Otto Schott hat wie Hoffmann relativ bald von seinem Amt zurücktreten müssen. Nach fünfjähriger Amtszeit ist er wieder in den württembergischen Kirchendienst eingetreten und hat dort als Pfarrer und Dekan bis 1895 gearbeitet. Verschiedene Faktoren haben dazu beigetragen, dass es zu diesem Schritt hat kommen müssen. Noch 1882 wusste Schott vom «Gemeinschaftsband der Gläubigen» zu berichten, das ihm zur Freudigkeit in der Arbeit helfe. Gleichzeitig aber hatte er zu klagen über die Erneuerungssucht der Missionsgemeinde. Die protestantischen Reformer begannen sich zu rüsten: 1884 wurde vom Glarner Pfarrer Ernst Buss der Allgemeine protestantische Missionsverein gegründet. Schott wehrte sich gegen den «athenischen Zeitgeist» und warnte davor, «die Mission vor der Welt hoffähig zu machen»¹⁵². Er konnte sich, durch seine Erfahrungen von der Visitationsreise nach Indien schmerzlich beeindruckt, eine positive Kulturarbeit in der Mission nicht vorstellen: «Unsere unnatürliche Kultur mit ihrer Mode und den anklebenden Kulturlastern ist ein Gift, an dessen Verbreitung sich die Mission nicht beteiligen sollte». *Er floh zu einem «Dienst am Wort», das sich der Verantwortung gegenüber echter Kulturarbeit entschlägt:* «Wehe uns, wenn wir das Ärgernis des Kreuzes umgingen! Unser Boden ist und bleibt das Wort, das allein die Verheissung hat, die Welt zu überwinden durch den Glauben.» Schott hatte die Trennung der Missionsindustrie von der eigentlichen Missionsarbeit gefordert, weil er vor allem sehen musste, wie in Indien die Mission zum Fabrikherrn geworden sei und die Leute in Abhängigkeit erhalte, statt ihnen zu selbständiger Lebenshaltung zu verhelfen.

e) *Theodor Oehler* (1850–1915) wuchs in Tübingen auf, wo sein Vater Gustav Friedrich Oehler als Professor für Altes Testament lehrte. Wissenschaftliche Reisen führten den jungen Mann nach Norddeutschland, England und Schottland. 1875

wurde er Repetent im Tübinger Stift und darauf Diakon in Leonberg. Am 18. Dezember 1884 trat er sein neues Amt als Missionsinspektor der Basler Mission an, das er, in den letzten Jahren durch Muskelleiden zu körperlicher Untätigkeit verurteilt, bis zu seinem Tode ausübte. 1903 erhielt er den Ehrendoktor der Theologie von Tübingen. Dabei wurde anerkannt, dass er die von den Vorgängern erprobten Einrichtungen der Basler Mission «pietätvoll festhielt oder nach den Anforderungen neuer Verhältnisse und der überseeischen Entwicklung des Deutschen Reiches weise umgestaltete». Als Vorsitzender der Kontinentalen Missionskonferenz¹⁵³ war Oehler mitbeteiligt an der Bremer Erklärung von 1905. Diese grenzte sich ab gegen eine Theologie, «welche die fundamentalen Heilstatsachen entwertet oder gar verleugnet, ja selbst die Einzigartigkeit der Offenbarung Gottes in Christo und damit die Absolutheit der christlichen Religion in Frage stellt». Andrerseits unterstützte Oehler den theologischen Lehrer im Missionshaus, A. Kinzler, der um seiner vernünftig betriebenen textkritischen Arbeiten willen heftig angegriffen wurde. So zeigte sich Oehler als ein Mann der Mitte und des Masses, der nichts «mit Dampfeschwindigkeit» erreicht haben und «niemals grössere Unternehmungen wagen wollte, als die Kräfte erlauben».

Seine Aufsätze im Evangelischen Missionsmagazin, seine Missionsreden, die als «Basler Missionsstudien» veröffentlicht wurden, zeigen eine am württembergischen Pietismus genährte konservative Grundhaltung. Er suchte sich zwischen J.T. Beck, von dessen Einfluss er sich zu lösen vermochte, und den Allianzmissionen einen nüchternen Weg der Mitte zu bahnen. Während J.T. Beck die Missionsunternehmungen seiner Gegenwart als schwache, eigenmächtige, der Entwicklung voreilende Versuche kritisierte und während die Allianzmissionen im Blick auf die nahe bevorstehende Wiederkunft Jesu Christi einer möglichst rasch fortschreitenden Weltevangeli-sation das Wort redeten, sah Oehler die Aufgabe der christlichen Missionen in der geduldigen «Erziehung der Heidenchristen zur kirchlichen Selbständigkeit». Diese Selbständigkeit war für ihn Selbsterhaltung, Selbstverwaltung und Selbsterbauung. Die Selbstbehauptung des Christentums gegenüber der heidnischen Umgebung mit Hilfe gut ausgebildeter einheimischer Prediger war ihm wichtiger als die missionarische Funktion der selbständig gewordenen Gemeinde nach aussen. Bei seinen Inspektionsreisen in Indien und China (1888/89) wurde ihm eindrücklich, wie die heimatliche Kirche im Blick auf das geistliche Leben der einzelnen, auf das Gesamtleben der Kirche und im Blick auf die kirchliche Theologie zu lernen habe.

Dabei war er allerdings der Meinung, dass die Weltgeschichte einem Ziel zustrebe, «dass die Völker der Erde miteinander sich zusammenschliessen zu einer einheitlichen Kulturwelt, dass sie anfangen, miteinander eine einheitliche gemeinsame Geschichte zu erleben, miteinander verbunden werden zu *einer Menschheit*». Sind die «in der Geschichte wirkenden Faktoren» die – wie im Fall China – «Böses wirkenden Kolonial-mächte», so schreitet das Reich Gottes diesen Mächten zum Trotz fort; «ohne dass sie es denken und ahnen, zwingt sie Gott in seinen Dienst und gebraucht sie für seine Zwecke». Nach Oehler liegt kein Grund vor, «als Ergebnis der (chinesischen) Krisis

einen Rückgang oder eine Schädigung der Sache des Reiches Gottes in China zu befürchten».

So waren ihm «Weltregierung und Reichsregierung Gottes» im Optimismus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg miteinander verfilzt. Immerhin ist zu sehen, dass Oehler die Gefahren eines sich übersteigernden Deutschtums deutlich erkannte: «Wir müssen uns die Freiheit wahren, unsere Schulen so einzurichten, wie es die Verhältnisse und nicht wie es die Interessen des Deutschtums erfordern», und bei Kriegsausbruch 1914 brachte er die Mitschuld der Deutschen am Ersten Weltkrieg zum Ausdruck. Er sah auch die Gefahren einer ins Extrem vorangetriebenen Kulturarbeit der Mission: «Eine bewusste, geflissentliche Kulturarbeit, der die Kultur Selbstzweck ist, ist geeignet, die Mission von ihrer eigentlichen Arbeit abzulenken».

Die Berechtigung der Unterscheidung zwischen wahrer und falscher Religion ist Oehler klar: «Heidentum ist Kreaturvergötterung. Es ist unbestreitbar, dass die heidnischen Religionen mit ihrer Kreaturvergötterung anstelle Gottes etwas anderes setzen». Wohl gibt es «wahre Ansätze im Irrtum, aber nicht den Irrtum überwindende Wahrheiten». Wie Josenhans wehrte sich auch Oehler, allerdings mit anderen Mitteln, gegen den starken Subjektivismus der Missionare, die regieren wollten. So spiegelt auch noch Oehler in seiner Idee der Missionsleitung das aristokratische patriarchalische Kirchenbewusstsein seiner Zeit. Er plädierte von da aus für die den Kongregationalismus der Einzelgemeinde überwindende einheitliche selbständige Missionskirche¹⁵⁴.

Die Lebens- und Dienstzeit dieser fünf Männer macht uns heute bewusst, wie der Heilige Geist nicht an die fünffachen Antwortversuche früherer Leitungsorgane gebunden ist, um *seine* Mission in der Welt weiterzuführen.